



Simon Wiebe als Kind mit seiner Mutter und Oma



Taufe in Nowosibirsk (um 1980, Russland). Am Ufer eines Flusses, der hier nicht zu sehen ist, stehen viele junge und ältere Leute mit fünf Predigern, die den Neugetauften Blumensträuße verteilen.



Die Notwohnung einer Familie 1979

Auf der Suche nach Heimat

EINE KLEINE KULTURGESCHICHTE DER RUSSLANDDEUTSCHEN

Der Theologe **Simon Wiebe** hat seine Prägung zum Gegenstand seiner Forschung gemacht: Er promoviert zu russlanddeutschen Theologien an der Uni Heidelberg. Nebenberuflich ist er im Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte tätig. Ein Streifzug durch drei Jahrhunderte

Der Trauergottesdienst meiner Oma begann mit einem Lied, das von einer tiefen Sehnsucht erzählte. Es war die Sehnsucht, die ihr Leben geprägt hatte: endlich heimzukommen. Für sie lag diese Heimat im Himmel.

Dann stand ich am Mikrofon und las ihren Lebenslauf vor. „Susanne Wiebe wurde 1937 ... an einem kleinen Ort in der Region Saporischschja in der heutigen Ukraine, geboren. Ziemlich früh verlor sie ihren Vater und wuchs mit ihrem Bruder und ihrer Mama allein auf.“

Der Grundtenor des Lebenslaufes war mit dem zweiten Satz gesetzt. In den nächsten Sätzen ging es um den zweiten Weltkrieg und die Flucht meiner Oma nach Deutschland. Doch nach Kriegsende wurde sie „repatriert“. Offiziell wurde ihr versprochen, dass sie wieder in ihre alte Heimat in der Ukraine gebracht werden würde – doch sie wurde von der Roten Armee nach Sibirien deportiert.

Später heiratete sie meinen Opa Johann Wiebe. Sie waren beide überzeugte Mennoniten, gehörten also den historischen Friedenskirchen an, die besonders konsequent auf Gewalt verzichten wollen. Solch eine Haltung passte nicht in die Sowjetunion: eine totalitäre Diktatur, die auf Einschüchterung, Militär und Zwang setzte.

Opa verweigerte den Eid auf das Militär, was zu Einschüchterungsversuchen und Drohungen führte. Meine Großeltern flohen aus Sibirien und tauchten in Kirgisien unter, bevor sie 1977 nach Deutschland kamen.

Als ich darüber nachdachte, wie sich das Leben meiner Oma zusammenfassen lässt, fiel mir ein Satz ein: „Auf der Suche nach Heimat“. Und je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir: Meine Oma war mit dieser Erfahrung nicht allein. Die Mischung aus Heimatverlust, Flucht, Umbrüchen und Heimatgewinn ist ein Merkmal einer gesamten Bevölkerungsgruppe: der Russlanddeutschen.

Was bedeutet „russlanddeutsch“?

Viele Personen mit russlanddeutscher Migrationserfahrung merken, wie erklärungsbedürftig dieser Begriff ist – vor allem dann, wenn man im Gespräch mit Menschen ist, die wenig über diese Kulturgeschichte wissen. Zu schnell wird Russlanddeutschen aufgrund der Bezeichnung eine besondere Nähe zu Putin und seiner Propaganda unterstellt. Die Ironie dahinter: Bis 1989 lebten sogar mehr von ihnen in der kasachischen Teilrepublik als in der russischen.

Was aber versteht man nun unter „russlanddeutsch“? Gemeint sind die Nachfahren von Siedlerinnen und Siedlern, die aus dem deutschsprachigen Raum ins russische Zarenreich auswanderten und in der Sowjetunion eine gemeinsame Verfolgungserfahrung teilten. Russlanddeutsche sind also keine Russinnen oder Russen in Deutschland, sondern bilden eine eigene historisch gewachsene Minderheit mit einer eigenen Kultur- und Glaubenstradition.

Das Wort ist aber nicht nur erklärungsbedürftig, sondern auch historisch belastet. Seine Entstehung reicht bis ►

Alles beginnt mit der Einladung der Zarin Katharina II. 1763.

in den völkisch-nationalistischen Kontext hinein. Trotz der Verbindung zum Nationalsozialismus setzte es sich als Selbst- und Fremdbezeichnung durch.

Eine ausführliche Darstellung alternativer Selbstbezeichnungen würde hier zu weit führen. Aber ein kurzer Überblick zeigt die Spannweite: Viele Ältere bevorzugten lieber die Bezeichnung „Deutsche aus Russland“, manche Jüngere verstehen sich eher unter dem Sammelbegriff „Post-Ost“. Er umfasst das Östliche im Allgemeinen und sucht das Gemeinsame mit Ostdeutschen oder Eingewanderten aus Osteuropa und Zentralasien. Auch die Bezeichnung „postso-wjetisch“ taucht immer wieder auf und schließt neben Russlanddeutschen auch jüdische Kontingentflüchtlinge ein.

In meinen Gesprächen im Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte ist mir aufgefallen: Nicht nur Außenstehende, sondern Russlanddeutsche selbst sind häufig nicht sprachfähig, wenn es um diese Kulturgeschichte geht. Traumatische Erfahrungen, fehlende Bildungszugänge und jahrzehntelange Unterdrückung führten dazu, dass Betroffene kaum in der Lage waren, ihre Geschichte weiterzugeben. Umso wichtiger ist es heute, Worte für all das zu finden, was man über Generationen hinweg gefühlt, aber selten aussprechen konnte. Bevor wir auf diese Erfahrungen zurückkommen, lohnt sich ein Blick dorthin, wo alles begann. Wir gehen dafür an den Anfang der Geschichte.

Ab 1763 – der Weg ins Ungewisse

Die Geschichte der Russlanddeutschen beginnt mit dem Einladungsmanifest der Zarin Katharina II. von 1763. Sie warb gezielt Siedlerinnen und Siedler aus Zentral- und Westeuropa an, um kaum bewohnte Steppengebiete an der Wolga urbar zu machen. Ihnen wurden Privilegien wie Religionsfreiheit, Befreiung vom Militärdienst und Steuervergünstigungen zugesichert.

Einige Jahre später eroberte die Zarin Gebiete am Schwarzen Meer, die heute größtenteils in der Ukraine liegen. Auch diese Landschaften sollten durch ausländische Einwanderer besiedelt werden. Die größten deutschsprachigen Kolonien entstanden im Wolga- und Schwarzmeergebiet. Daneben gab es aber auch Siedlungen auf der Krim, im Kaukasus, in der Westukraine, in Moldau und in der Nähe von St. Petersburg.

Die Einwanderer stammten aus Westfalen, Hessen, Preußen, Sachsen, dem Elsass, Baden und weiteren Gebieten. Konfessionell überwog die lutherische Tradition, daneben existierten aber auch katholische und mennonitische Siedlungen.

Bereits jetzt wird schon deutlich: Russlanddeutsche bilden keine homogene Volksgruppe. Ihre Herkunfts- als auch Zielgebiete lagen enorm weit auseinander. Häufig kannten sie sich untereinander nicht. In geografischer Hinsicht waren sie sogar heterogener aufgestellt als Deutsche ohne Auswanderungsgeschichte.

Die Kolonien verwalteten sich weitgehend selbst. Viele russische Gesetze galten nicht für sie. Stattdessen erhielten sie eigene Ordnungen, die ihre Autonomie sicherten, wodurch ein gesellschaftlicher Stand entstand, der sich von der übrigen Bauernbevölkerung abhob.

Auch die Sprache machte die Abgrenzung deutlich: Gottesdienste und Schulen sollten auf Deutsch sein. Die Zarin war nicht daran interessiert, dass die Kolonistinnen und Kolonisten Russisch lernten, weil sie befürchtete, ein zu enger Austausch könne Unruhe stiften oder die russische Landbevölkerung beeinflussen.

Über viele Generationen hinweg waren somit Russlanddeutsche nicht Teil einer Mehrheitsgesellschaft. Sie entwickelten kein kulturelles Selbstverständnis, das eine aktive Beteiligung an der größeren Gemeinschaft für andere einschloss. Das war weder staatlich gewünscht noch gesellschaftlich möglich. Zugleich entstand innerhalb der Kolonien eine starke Solidarität. Praktische Hilfe innerhalb der eigenen Gemeinschaft war selbstverständlich, die Beteiligung an der Außenwelt dagegen fremd.

Ab den 1850ern – eine neue Heimat finden

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebten die deutschen Kolonien im Russischen Reich eine bemerkenswerte Blütezeit. Die Siedler modernisierten ihre Wirtschaft durch rationellere Landwirtschaft, neue Ackerbaumethoden und Fortschritte in der Viehzucht. Eine zentrale Rolle spielten dabei innovative Unternehmer. Die Firma von Johann Höhn etwa beschäftigte vor dem Ersten Weltkrieg fast 1.400 Arbeiter und war damit die größte Pflugfabrik des gesamten Zarenreichs.

Was trug zu diesem wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg bei? Entscheidend war die sprachliche und kulturelle Nähe zu den deutschsprachigen Ländern. Jahr für Jahr schickten die Kolonien junge Männer – oft „Kolonistensöhne“ genannt – an Universitäten und Fachschulen in Deutschland und der Schweiz. Sie brachten Wissen, technische Innovationen, theologisches Wissen und neue Ideen zurück.

Wenn ich diesen Schwerpunkt auf Bildung, Unternehmertum und technische Innovationen in meinen Führungen im Museum betone, spüre ich bei vielen Russlanddeutschen ►



Gläubige treffen sich im Geheimen im Wald, da das gemeinsame Studium der Bibel verboten ist. Sowjetunion in den 1960er Jahren



Hinter dem Mann ist ein typisches Haus in den Wolgakolonien zu sehen. 1972 aufgenommen



Evangelische Kirche in Eugenfeld (Ukraine)



Miliz-Einsatz in Brjansk (Russland) vor einem Kirchengebäude zwischen 1970 und 1979



Zwangsarbeit im Wald 1954 oder 1955



Sowjetische Waggon für Gütertransporte wurden für Deportationen genutzt. Aufnahme: 2004 am Bahnhof von Switlodylnske, ehemals Lichtenau im Gebiet Saporischschja (Ukraine)

wenig Resonanz. Für sie fühlt sich diese Phase kaum wie ihre eigene Geschichte an. Das hat einen Grund: Die Erfolgsgeschichten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind heute weitgehend unbekannt. Die traumatischen Erfahrungen der Sowjetzeit überdecken fast alles, was davor lag. Dieses Vergessen ist verständlich, denn das Schicksal vieler Angehöriger der wirtschaftlichen und kulturellen Intelligenz verlief oft tragisch.

Ab den 1920ern – Feind werden im eigenen Land

Die Gründung der Sowjetunion: Unter Stalin kippte eine lange unterschwellige Skepsis gegenüber Deutschen in offenen Hass. Zwar gerieten *viele* Minderheiten in den Sog stalinistischer Repressionen, doch für die Russlanddeutschen verschärfte sich die Lage besonders dramatisch. Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten in Deutschland wurde in der Sowjetunion zunehmend das Bild einer „Fünften Kolonne Hitlers“ gezeichnet. Es war ein propagandistischer Vorwurf, der die Russlanddeutschen pauschal als Unterstützer des NS-Regimes diffamierte.

In den 1930er Jahren spürten neben wohlhabenden Bauern, die oft als „Kulaken“ verunglimpft wurden, besonders Prediger, Lehrer, Gemeindeälteste als erste die Härte der Repressionen. Mit dem „Großen Terror“ (1936–1938) erreichte die Verfolgung ihren ersten Höhepunkt. In der sogenannten „deutschen Operation“ verhaftete 1937 der NKWD, die damalige Geheimpolizei, gezielt Menschen, die das Regime als „deutschstämmig“ markiert hatte. Viele Verhaftungen endeten in Lagerhaft und Erschießungen. Die Verhörprotokolle wurden häufig gefälscht, Geständnisse erzwungen und Folter war weit verbreitet.

Diese Welle der Gewalt zerstörte nicht nur Einzelleben, sondern auch gewachsene Strukturen. Religion wurde verboten. Prediger wurden verhaftet. Deutsche Schulen wurden geschlossen oder systemkonform umgestaltet. Städte- und Dorfnamen wurden russifiziert. Was die Historikerin Anne Applebaum als „kulturellen Genozid“ beschreibt, traf die Russlanddeutschen besonders stark: Viele Kulturträger dieser Generation wurden im Gulag ausgelöscht. Zurück blieben Familien, die nur noch Fragmente ihrer Geschichte bewahren konnten.

1941 – die Deportation

Die einschneidendste Zäsur aber folgte 1941. Nachdem die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion angriff, deportierte die Sowjetführung fast 900.000 Russlanddeutsche nach Sibirien und Nordkasachstan, um ihr Überlaufen zu ver-

Nachfragen und sich von Klischees nicht abschrecken lassen.

hindern. Kurz nach ihrer Verschleppung wurden nahezu alle arbeitsfähigen Erwachsenen in Konzentrations- beziehungsweise Arbeitslager eingewiesen. Zeitzeugen beschrieben diese Jahre als „lebendige Hölle“. Es war ein Dasein zwischen eisiger Kälte, Erschöpfung, Hunger und Krankheit. Anders als während des Großen Terrors wartete auf sie kein schneller Tod, sondern ein jahrelanger Kampf ums Überleben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb die Lage der Russlanddeutschen prekär. Zwar versprach die sowjetische Regierung eine „Rehabilitierung“, doch diese blieb halbherzig. Die früheren Verbote wurden nur teilweise aufgehoben. Die Menschen durften zwar aus den Sondersiedlungen wegziehen, aber nicht in ihre alten Dörfer zurückkehren. Ihre ursprüngliche Heimat war für immer verloren.

Die anhaltende Marginalisierung hatte langfristige Folgen. Vor dem Krieg waren die deutschen Kolonien fast vollständig lese- und schreibkundig. Sie gehörten zu den am besten gebildeten Gruppen der Sowjetunion. Doch weil Russlanddeutsche so häufig diskriminiert und ihre Kulturträger zuvor systematisch getötet wurden, sank ihr Bildungsniveau drastisch und wurde ins völlige Gegenteil verkehrt. In den 1980er Jahren hatten die Russlanddeutschen unter allen Nationalitäten der Sowjetunion den geringsten Anteil an Menschen mit Hochschulabschluss.

Auch kulturell wurden sie unsichtbar gemacht. Es gab kein einziges staatliches Museum, keinen offiziellen Verlag, keine Forschungsstelle, die sich mit ihrer Geschichte befasste. Über die Wolgadeutschen erschien bis Ende der 1980er Jahre nur ein einziger wissenschaftlicher Aufsatz in russischer Sprache. Fast alles, was an Geschichte weitergegeben wurde, blieb deshalb innerhalb der Familien. Übrig blieben persönliche Erinnerungen, aber keine gemeinsame Erzählung. Dieses fehlende öffentliche Gedächtnis wirkt bis heute nach.

Ab den 1990ern – die Ankunft in Deutschland

Seit der Umbruchszeit von 1989 bis 1992 begann für viele Russlanddeutsche ein neues Kapitel: die Ausreise nach Deutschland. Die Gründe dafür waren vielfältig. Einzelne wie etwa meine Großeltern schafften den Schritt bereits in den 1970er Jahren. Die meisten aber kamen in den 1990ern. Zu sehen waren in den Medien scheinbar endlose Ströme von Menschen aus dem „Osten“, überfüllte Aufnahmelager und alarmierende Schlagzeilen. Der Spiegel titelte 1991 etwa „Der Ansturm der Armen“. Die Parallelen zu medialen Darstellungen der vielen weiteren Migrationsbewegungen seit 2015 liegen auf der Hand.

Nach der Jahrtausendwende verschwanden Russlanddeutsche weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein. Viele gingen in der Mehrheitsgesellschaft auf, waren höchstens am Akzent zu erkennen. Was deshalb nur wenigen bewusst ist: Bis heute bilden sie mit rund 2,5 Millionen Menschen eine der größten Migrationsgruppen in Deutschland. Mit den Kindern der Zugewanderten umfasst die Gruppe sogar 3,5 bis 4 Millionen.

Erst seit weniger als zehn Jahren stehen Russlanddeutsche wieder stärker im Fokus. Als die AfD bei der Bundestagswahl 2017 erste Erfolge erzielte, wurden sie vorschnell als „Putins fünfte Kolonne“ oder „Alternative für Russlanddeutschland“ stigmatisiert. Das Problem: Diese Vorwürfe entstanden aus reinem Bauchgefühl. Zu diesem Zeitpunkt gab es keine belastbaren Studien. Später zeigte sich: Die Abweichung im Wahlverhalten lag lediglich bei etwa zwei Prozentpunkten. Das Auffällige wurde wohl bei manchen Medienschaffenden mit dem Typischen verwechselt.

Bei einer repräsentativen Umfrage der Konrad-Adenauer-Stiftung aus Oktober 2025 gaben 31 Prozent der Spätaussiedlerinnen und -aussiedler an, die AfD wählen zu wollen. Im bundesweiten Durchschnitt waren es zu dieser Zeit 26 Prozent. Mittlerweile ist somit eine leicht erhöhte Zustimmung sichtbar, aber daraus eine grundsätzlich rechtslastige oder autoritätsgläubige Gruppe zu machen, wäre pauschalisierend und unfair. Schließlich waren es immer noch fast 70 Prozent, die zum damaligen Zeitpunkt nicht die AfD wählen würden.

Viele vergessen dabei, dass Russlanddeutsche in Zentralasien und Russland spätestens seit der Nachkriegszeit sehr viel multikultureller gelebt haben, als es der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit bewusst ist. Der Historiker Jan Plamper macht einen guten Punkt: „Man könnte so weit gehen zu sagen, dass die meisten Russlanddeutschen in ihrem Leben mit mehr Asiaten und Juden Kontakt hatten als die meisten Westdeutschen. Warum nicht an diese positive Erfahrung des sowjetischen Vielvölkerreichs erinnern?“¹

Mein Schlussplädoyer

Mit diesem Zitat von Plamper möchte ich enden: Ich lade ein, den Blick zu lösen vom rein Problematischen und eine Sprache zu finden für diese Geschichte, die vielfältiger ist, als es den meisten bewusst ist. Die Geschichte der Russlanddeutschen weitet den Blick auf Migration, Identität, Interkulturalität, Heimat und auf die Frage, was Menschen in verschiedenen Kontexten trägt. Es lohnt sich, genauer hinzuschauen, offen nachzufragen und sich nicht von Klischees abschrecken zu lassen.

Wenn ich an meine Oma denke, lerne ich, wie wichtig es ist, das eigene Heimatverständnis nicht zu stark an das Nationale zu binden. Überhöht man das Nationale, entsteht schnell Ausgrenzung und eine Angst vor dem Fremden. Doch wenn ich weiß, dass meine letzte Heimat noch bevorsteht, kann ich wesentlich inklusiver und gelassener denken.

Die Perspektive auf eine himmlische Heimat machte meine Oma übrigens nicht passiv, sondern tatkräftig: Sie motivierte sie zu diakonischem Engagement in ihrer Kirchengemeinde und ließ sie bereits zu Lebzeiten solche „Himmelsmomente“ erleben. Davon möchte ich lernen. ◀



Simon Wiebe arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Uni in Heidelberg und lebt in Detmold.

Teil 2 des Artikels folgt in der nächsten Ausgabe. Dort geht es konkret um russlanddeutsche Migrationsgemeinden. Welche theologischen Überzeugungen sind aus ihren Konzentrationslagererfahrungen in der Sowjetunion erwachsen? Wie erging es ihnen nach ihrer Ankunft in Deutschland? Und wohin bewegen sie sich gegenwärtig? Diese und weitere Fragen werden im Artikel aufgegriffen.

¹ Jan Plamper: Das neue Wir. Warum Migration dazugehört, Frankfurt a. M. 2019, 232.